

Herz Homberg und Josef Perl – Jüdischdeutsche Bildung in Osteuropa

Der Stein, den Moses Mendelssohn in Bewegung gebracht hatte, machte auch nicht vor den Toren des ost-europäischen Stetl halt. Die Tendenzen, Versuche, Ereignisse vor allem in Galizien, aber auch in Podolien, Bessarabien, der Bukowina, und später in Rußland waren eine gerade Erweiterung jener Ansätze, die in Deutschland Ende des 18. Jahrhunderts Fuß gefaßt hatten.

Zuerst übernahmen Handelsleute die Rolle der Aufklärer: mit dem Aufschwung des internationalen Handels kamen immer mehr Kaufleute vom Westen, vor allem aus Deutschland, in den Osten, sie kauften Rohstoffe, Lebensmittel, Getreide und brachten dafür Produkte der modernen westlichen Industrie, zum Teil auch Luxusartikel, die die heranwachsende Kaufmannschaft im Osten brauchte. Auf beiden Seiten dieses Warenaustausches standen überwiegend Juden. Sie tauschten ihre materiellen, greifbaren Waren miteinander aus, allmählich aber auch ihre geistigen Waren, die sie genauso intensiv importierten und exportierten.

Die aus dem Westen kamen, waren andere Juden als ihre Kollegen im Osten. Sie trugen den modischen kurzen Gehrock statt dem langen, schwarzen Kaftan, stutzten ihre Schläfenlocken, hielten nicht mehr so sorgfältig die religiösen Gesetze ein, und überdies das Wichtigste: sie sprachen nicht die verspottete Mischsprache, den „miesigen Jargon“, das verachtete Jiddische, sondern die Sprache des aufgeklärten, gebildeten, emanzipierten Juden, die Sprache von Moses Mendelssohn: das Deutsche. Alles äußere Eigenschaften, die zuerst Mißtrauen, Angst vor dem Zerfall der traditionellen jüdischen Welt, oder sogar Widerstand hervorriefen, die aber allmählich immer mehr Nachahmer fanden.

Eine überaus große Rolle spielte dabei die Sprache, man könnte sagen, sie war der entscheidende Punkt, an dem die Aufklärung siegte oder scheiterte. Hatte man das Deutsche als Verkehrssprache, als Literatursprache angenommen, so wurde man mit dieser Eintrittskarte automatisch in den Kreis des aufgeklärten Judentums aufgenommen, hielt man dagegen am Jiddischen fest, bedeutete dies das Festhalten an der alten Ordnung, den Traditionen, dem Rabbinismus oder dem Chassidismus.

Dies war die erste Entscheidung, die auch jene jüdischen Intellektuellen treffen mußten, die aus dem geistigen Ghetto des Ostens ausbrechen wollten. Für sie hieß die Öffnung für die europäische Kultur und Literatur zweifellos das Erlernen fremder Sprachen, vor allem aber der deutschen Sprache. Oft be-

deutete das mit Lernen durchwachte Nächte, heimliches Studium fremder Wissenschaften aus zufällig oder mit Mühe erworbenen Büchern, ohne Betreuer, ganz autodidaktisch – die ersten Schritte in einer reizvollen, unbekannt und geheimnisvollen Welt. Sie trafen aber gerne diese Entscheidung, und wählten den schwierigen Weg der Selbstbildung und des Spracherlernens, auch wenn sie genau wußten, wo dieser Weg mündete: das deutsche Muster stand ja vor den Augen eines jeden, für manche als Abschreckung, für andere als Vorbild.

Im Zentrum des deutschen Musters stand der Vater der jüdischen Aufklärung, Moses Mendelssohn. In der Fachliteratur werden verschiedene Akzente des Mendelssohn-Bildes gesetzt: der Philosoph – auch der „deutsche Sokrates“ oder der „zweite Plato“ genannt –, der Freund Lessings, der Aufklärer, der Bibelübersetzer wird schwerpunktmäßig dargestellt. Sucht man die Quelle seiner Ausstrahlung als Aufklärer im Westen und Osten und unter den nicht-jüdischen Intellektuellen seiner Zeit, sind diese Bereiche seines Lebens voneinander nicht zu trennen. Als Philosoph gewinnt er die Sympathie von Lessing und dessen Kreis, als engagierter Vorkämpfer der Aufklärung übersetzt er die Bibel vom Hebräischen ins Deutsche. Sein Haus war ununterbrochen Ziel der Besuche osteuropäischer Pilger, die nach Berlin gekommen waren, um ihn persönlich kennenzulernen und sich mit den neuen Ideen der nunmehr speziell jüdischen Aufklärung, der Haskala, vertraut zu machen. Der Besuch bei Mendelssohn bedeutete, daß man gleichzeitig in den nichtjüdischen Kreis um ihn, mit Lessing an der Spitze, eingeführt wurde. Es war dies eine merkwürdige Freundschaft zwischen den beiden großen Denkern: trotz aller Verschiedenheiten, die sie voneinander trennten, waren sie durch „eine tiefe und geläuterte Religiosität, großen Respekt vor der Tradition sowie eine grenzenlose Wahrheitsliebe“¹ verbunden. Noch bevor Lessing Mendelssohn kennenlernte, schrieb er sein programmatisches Stück *Die Juden*, wobei der berühmte jüdische Philosoph, Talmudist und Arzt Aaron Gumpert Modell stand. Er war übrigens auch derjenige, der später zwischen Lessing und Mendelssohn den Kontakt herstellte. *Die Juden* ist ein wichtiger Meilenstein in der Reihe von Werken mit jüdischen Themen: mit einer einzigen Ausnahme² war der Jude davor stets als eine negative Figur dargestellt worden, weshalb die Erscheinung des Stückes nicht wenig Empörung und Unverständnis hervorrief. In den „Juden“ abstrahierte Lessing die menschlichen Eigenschaften von Herkunft, Rasse oder Religion und schuf ein idealisiertes Judenbild, das Bild des „edlen Juden“³, das sich als ebenso unwahrscheinlich erwies,⁴ wie sich die früheren als unwahr und verzerrt erwiesen hatten.

Eine Ausstrahlung durch die Literatur: das war ein Weg der Vermittlung von Ideengut der Aufklärung. Hunderte von jungen jüdischen Männern lernten nur deshalb Deutsch, weil sie von der Literatur Lessings und Schillers begeistert waren und sie im Original lesen wollten. Deshalb würde eine Bibliographie der Übersetzungen deutscher Literatur ins Jiddische nicht unbedingt das tatsächliche Ausmaß der Rezeption von deutscher Literatur aus-

drücken. Es ist kein Zufall, daß gerade in jenen bewegten Jahrzehnten kaum mehr als ein paar deutsche Werke in jiddischer Übersetzung zu registrieren sind. Die Hinwendung zum Deutschen und die Abwendung vom Jiddischen war auch sonst die größte Prestige-Frage der Haskala. So wurde also die deutsche Sprache nicht nur Medium zur deutschen Literatur, sondern ebenso zur Welt der modernen, aufgeklärten Kultur und europäischen Bildung. Daß das Jiddische dann doch ab und zu Verkehrssprache der ost-europäischen Aufklärung wurde, ist ein anderes Kapitel der Rezeptionsgeschichte dieser Epoche.

Eine vielleicht noch bedeutendere Vermittler-Rolle spielten die deutschsprachigen jüdischen Schulen, die in Folge von zwei Initiativen, im Abstand von 26 Jahren, in zwei Wellen aufgemacht wurden. Die zwei Schulen stehen beispiellos sowohl in der deutschen, als auch in der jüdischen Kulturgeschichte. Wer käme schon auf die Idee, eine Schule mit deutscher Unterrichtssprache im tiefen Osten, in „Halb-Asien“⁵, zu gründen?

Von verschiedenen Motivationen und Zielsetzungen geführt, mit verschiedener Vorbildung und verschiedenem Lebenshintergrund, hatten sich zwei jüdische Männer entschlossen, auf dem Wege der Schulreformen aus dem geistigen Ghetto des Rabbinismus auszubrechen: Herz Homberg und Josef Perl.

Um die jüdischen Schulen sah es in jenen Zeiten ziemlich düster aus.⁶ Es gab eine Ausbildung in drei Stufen: zunächst lernten die Kinder das hebräische Alphabet und begannen bereits mit dem Auswendiglernen der Bibel bzw. der Tora. Diese Schule, den Cheder, unterhielten arme Hauslehrer oft unter den ärmlichsten Verhältnissen in ihren eigenen Stuben für ein paar Groschen von den Eltern. Trotz allen Mängeln dieser Erziehung und der Erzieher, die die Kinder oft schlugen, war der Cheder doch eine Art sozialer Einrichtung; die Eltern wußten ihre Kinder in Sicherheit und Geborgenheit, zusätzlich erhielten sie die Grundlagen des rabbinischen Wissens. Dieser Stufe folgte ein erweitertes Studium der Bibel, ergänzt mit den Kommentaren des „Raschi“⁷, und eine Einführung in den Talmud. Hier stellte sich heraus, wer zu den höherenen Studien geeignet war; auf Empfehlung des Lehrers oder Gemeindevorstehers gingen die Begabtesten in die Jeschiwa, die Talmud-Tora-Hochschule, die meistens mit dem Namen eines bedeutenden Rabbiners als geistigem Führer verbunden wurde.

Jahrhundertlang war es unmöglich, aus diesem System auszubrechen. Mit der Geburt geriet jeder Jüngling automatisch in die Maschinerie der traditionellen jüdischen Erziehung und diese Ordnung schien unveränderlich.

Kein Wunder, daß unter solchen geistigen Voraussetzungen das Auftreten Mendelssohns, seine Ideen, die deutsche Bibelübersetzung explosionsartig, wie eine Lawine wirkte. Bei dieser Arbeit standen Mendelssohn eine Handvoll gebildeter, aufgeklärter Glaubensbrüder zur Seite. Unter ihnen befanden sich etwa Hartwig Wessely, Salomon Dubno und Herz Homberg. Sie alle waren leidenschaftliche Vertreter der „Berliner Religion“.⁸ Herz Homberg gehörte zugleich zum engeren Kreis der Familie Mendelssohn, zwischen 1778

und 1782 übernahm er die Erziehung der Kinder. Es wird ihm sogar ein Beitrag zur Apostasie der Tochter Dorothea vorgeworfen.⁹

Herz Homberg wurde 1749 in Lieben bei Prag geboren; als er sieben Jahre alt war, siedelte die Familie nach Prag über. Sein Lebenslauf ist modellhaft für den Werdegang eines Juden und Sohns der Aufklärung: bis zu seinem 18. Lebensjahr beschäftigte er sich ausschließlich mit dem Talmud- und Tora-Studium, der jüdischen Dogmatik und Dialektik an den Prager, Preßburger und Groß-Glogauer Jeschiwa-Schulen. Erst mit 18 erlernte er das deutsche Alphabet, die deutsche Schrift- und Literatursprache. Dadurch öffneten sich ihm fremde Städte, fremde Literaturen und Kulturen. Er pilgerte weiter, seine spätere Stationen sind Breslau, Berlin und Hamburg, wo er die Literatur fremder Völker studierte. Zwischendurch lernte er die Erziehungsprinzipien Rousseaus durch dessen Werk *Emile* kenne, das ihn dazu inspirierte, sein Leben ganz der Erziehung zu widmen. Nach diesem Entschluß kam er wieder nach Berlin und wurde als Erzieher im Hause Mendelssohns angestellt; durch diese Anstellung wurde er aber zugleich Schüler des großen Meisters. Er bildete sich ständig weiter und war aktiver Mitarbeiter auch bei der Übersetzung der Bibel und im Kreise der sog. Biuristen bei der Kommentierung der Bibel. Es ist bemerkenswert, daß Mendelssohn bei der Ausgabe der deutschen Bibel sich für die Benutzung hebräischer Buchstaben entschloß und die Kommentare ganz in hebräischer Sprache verfassen ließ. Insofern ist die Mendelssohnsche Bibelübersetzung das eklantanteste Beispiel einer Übergangsphase der Aufklärung, in der Altes und Neues noch zusammen auftreten, wobei weder das alte noch das neue Element vollständig legitimiert werden kann.

Auf jeden Fall waren diese Arbeiten für Homberg nutzbringend und er konnte aus seinen Erfahrungen in Berlin, später in Wien Nutzen ziehen. Das Toleranzedikt von Kaiser Josef II. hatte ein großes Echo unter der jüdischen Bevölkerung ganz Europas, es schuf eine Atmosphäre der Offenheit und bereitete den Weg zu Reformen. Homberg zögerte nicht lange: er verließ 1782 Berlin in der Hoffnung, sich in Wien noch aktiver an der Judenpolitik Österreichs beteiligen zu können. 1772 kam es zur ersten Aufteilung Polens, wodurch Österreich nicht nur an Territorium, sondern auch an der Einwohnerzahl deutlich zunahm. Das Reich stand plötzlich vor dem Problem, wie es die neuen Massen in das tägliche Leben integrieren sollte. Besonders schwierig erschien die kulturelle Integration der in Galizien in großer Zahl lebenden Juden. Nach verschiedenen Reformversuchen in Verwaltung und Schulsystem schien dem österreichischen Kaiser und der Regierung Homberg die richtige Person zu sein, die als Schuloberaufseher an die Spitze eines neues Reforminstituts in Lemberg/Galizien eingesetzt werden sollte. Zu dieser Zeit, im Jahre 1782, war er gerade vom Lehrstuhl der Prager Universität abberufen worden, nachdem der Kaiser seine ministeriale Ernennung nicht bestätigt hatte. Er mußte deshalb wieder nach Wien zurück und bekam als Entgelt für diese mißlungene Professur die Stelle als Inspektor der jüdischen Schulen in Galizien.

Herz Homberg wurde mit wenig Sympathie in Lemberg empfangen. Er hatte zwar ein kleines Büro, aber niemand wollte ihm ein Zimmer zum Wohnen vermieten. Die einheimischen Juden sahen in ihm den Importeur vom fremden Kulturgut und damit eine Gefahr für die althergebrachte Ordnung und Tradition. Wir dürfen trotzdem nicht annehmen, daß der Fehler bei Homberg lag, vielmehr kam er nicht zur rechten Zeit an den rechten Ort. In Galizien war noch nicht die Zeit für die Homberg'schen Ideen gekommen, die Juden waren einfach noch nicht reif für die Aufklärung, es gab noch keinen Boden, auf dem die Initiativen von Homberg hätten Fuß fassen können. Die Schulreformen, mit deren Ausführung Homberg beauftragt war, waren nicht organisch den Traditionen des galizischen Judentums entwachsen, wodurch sie von vornherein zum Tode verurteilt waren.

Trotz aller anfänglichen Schwierigkeiten verzeichnet der „Schematismus für die Koenigreiche Galizien und Lodomerien“ im Jahre 1788 schon insgesamt 48 „deutsch-jüdische Schulen“ – wie die offizielle josefinische Benennung hieß. In den folgenden vier Jahren entstanden weitere 51 neue Schulen in Galizien und zwei in der Bukowina, somit gab es im Jahre 1792 bereits 102 jüdische Schulen. Die höchste Zahl war 107 und in diesen 107 Schulen waren insgesamt knapp 150 Lehrer angestellt. Es ist also ersichtlich, daß es sich in den meisten Fällen um ähnliche „Einmannbetriebe“ handelte, wie es früher die Cheder waren. Der Unterschied war nur, daß die Homberg'schen Schulen zentral organisiert waren, einem einheitlichen Lehrplan folgten und über seine Person dem Kaiser unterstellt waren. Die streng eingehaltenen Sitten ließen erst nach vier Jahren der Gründung der ersten Schulen zu, daß auch Mädchen in die jüdisch-deutsche Schulen aufgenommen wurden, bzw. daß für sie abgesonderte Mädchenschulen aufgemacht wurden, nämlich eine in Lemberg und eine in Brody.

Die Mehrheit dieser Schulen waren sog. Trivialschulen, in denen ein Jahr lang ein einziger Lehrer Unterricht gab. Nach der Trivialschule gliederte sich das neue Schulsystem in zwei weitere Stufen: es gab die dreijährige Normal- schule und die Hauptschule. Letztere gab es nur in den beiden größeren Städten Brody und Lemberg, wobei die Hauptschule in Lemberg mit einem sog. Präparanden-Kurs verbunden war. An der Spitze dieser Schule und der Lemberger Lehrerversammlung stand der bekannte Pädagoge und Volkserzieher Aaron Friedenthal. In Brody und Lemberg, wo es mehrere jüdisch-deutsche Schulen gab, bildeten die Lehrer aller in der Stadt befindlichen Schulen die sog. „jüdisch-deutsche Lehrerkonferenz“, die bei administrativen Angelegenheiten mit der örtlichen Verwaltung, in pädagogischen Fragen mit dem „k.k. Ostgalizischen Studienkoncess“ in Verbindung stand. Die Tätigkeit dieser Einrichtungen verlief aber bei weitem nicht reibungslos: die Bevölkerung sah in ihnen den Feind, die Lehrer warfen ihnen Voreingenommenheit vor. Und warum sollte es damals anders sein wie heute: Korruption war auch einem Homberg nicht unbekannt. Bald holte er nämlich seinen Bruder nach Lemberg, weshalb eine Lehrerin von Lemberg in eine winzige Provinzstadt

verbannt werden mußte. Die Einheimischen duldeten aber nicht lange diese Machenschaften Hombergs, im November 1800 denunzierten sie ihn beim Kaiser, worauf eine kaiserliche Untersuchung in die Wege geleitet wurde.

Wie sich der Angeklagte dazu verhielt, können wir einem Memorandum an den Kaiser entnehmen, in dem er den Hintergrund und Ursachen der damaligen Zustände ausführlich beschreibt und seine vagen Reformvorstellungen darstellt. Unter anderem schreibt er dort:

Die gesunkene Moralität der Juden hänge mit ihrer gedrückten politischen Stellung zusammen. Das ursprüngliche Judentum war gut und das wurde auch von Christus anerkannt, das jetzige müsse von den Schlacken gereinigt werden. Die Mittel, die Kaiser Joseph anwendete, seien als unzulänglich zu betrachten und bestehen erst zu kurze Zeit, so dass man die Wirkungen derselben bis jetzt nicht genau ermessen könne. Nichtsdestoweniger zeigen sich bereits Wirkungen derselben. In Prag gebe es jüdische Ärzte, Rechtsgelehrte, Normallehrer und Handwerker. In Galizien befinden sich beiläufig 100 jüdische Normallehrer.¹⁰

Im weiteren empfiehlt Homberg den jüdischen Gemeinden keinen Rabbiner, sondern eher nur einen Lehrer zu halten; die Verwaltung sollte sich überhaupt nicht um die religiösen Angelegenheiten kümmern. Darüber hinaus sollte die zentrale Zensur verschärft werden, die Juden sollten zum Militär eingezogen, zu Straßenarbeiten verpflichtet werden, und ihre Handelsrechte eingegrenzt werden.

Neben dem Leben Herz Hombergs ist aber sein außergewöhnliches, ja sogar anachronistisches Lebenswerk viel wichtiger. Obwohl die knapp zwei Jahrzehnte nur ein Kapitel seines langen Lebens ausmachten, vergingen diese neunzehn Jahre im Kulturleben des galizischen Judentums nicht spurlos.

Für die Ausbildung der Lehrkräfte sorgte ein Lehrerseminar in Lemberg, dessen Leiter der schon erwähnte Aaron Friedenthal war. 1793 bekam er den Titel „Seminarium-Direktor“ und diesen behielt er bis zur Auflösung der josefinischen deutsch-jüdischen Schulen im Jahre 1806. Eine Vorbereitung auf dieses Seminar fand in den Präparanden-Kursen statt, die zwei Monate dauerten und jeweils mit zehn Kursteilnehmern arbeiteten. Doch schon die Teilnahme an einem Kurs oder die Einschulung in das Seminar zog den Ausschluß seitens der jüdischen Gemeinde mit sich. So ist es verständlich, daß diese „Schande“ überwiegend arme junge Leute auf sich nahmen, die darauf hofften, nach dem Abschluß des Seminars als Schullehrer einen höheren sozialen Status in der Gesellschaft einnehmen zu können. Die Herkunft und Zusammensetzung der Gruppen von Lehrerkandidaten bestimmten auch die Art ihres Zusammenlebens in der Herberge und die Atmosphäre in der

Schule. Oft wurden sie wegen öffentlicher Verletzung der Sitten und des guten Geschmacks angeklagt. Friedenthal bekam ständig Denunziationen seiner Zöglinge, woran aber nicht nur seine Schüler schuld waren, sondern auch deren Erzieher, die ihnen das schlechte Beispiel gaben. Die Finanzierung des Seminars geschah anfangs durch direkte Abgaben der jüdischen Familien, später aber wurden spezielle Steuern für die Erhaltung der Schulen eingeführt, die von den Minjanim bezahlt werden sollten. Da aber die Minjanim auf religiöser Basis entstanden waren, war es ungeschickt, die Abgaben mit der Definition dieses Begriffes in Verbindung zu bringen.

Viel schlechter war es bei den Normalschulen bestellt, wie wir aus der Darstellung von M. Balaban erfahren.¹¹ Er beschreibt ausführlich die Verhältnisse in Lemberg, von der Besoldung der Lehrer über ihre Wohnverhältnisse bis hin zu den Räumlichkeiten, in denen der Unterricht stattfand. Demnach gab es in der Lemberger Normalschule einen Leiter und zwei Lehrer, deren Gehalt fest geregelt war. Für die Unterbringung der Schule mußte die Gemeinde, die Kahal, aufkommen. Genauso mußte sie für die Unterkunft der Lehrer sorgen, welche aber für die Wohnung Miete bezahlen mußten. Aus der feindlichen Einstellung der Gemeinde folgte aber, daß sie sich weder um die Schule noch um die Lehrer kümmerten: dementsprechend waren die Klassenräume und Wohnräume in einem erbärmlichen Zustand. Von der ärmlichen Einrichtung eines Klassenzimmers zeugt ein Inventar aus dem Jahre 1793, mit dem ausgedehnten Titel: „Haupt-Inwentarium über bei in benannten deutsch-jüdischen Lemberger Normallehrern vorfindige, annoch anzuschaffende oder zu reparierende Schul-Geräthschaften.“ Wenn auch die Einrichtung noch so ärmlich war, waren die zum Unterricht nötigsten Requisiten da: kleinere und größere Schulbänke, eine Tafel, das Portrait des Kaisers Josef II., ein hebräisches Gebet für den Kaiser, ein Bücherregal, „A.B.C. Täflein“, „Buch der Ehre und Buch der Schande“, „Schulprotokoll“, „Buchstabier-Tafeln“, Kreide, Lineal usw.

Am interessantesten und aufschlußreichsten erscheint uns jedoch der Lehrplan der deutsch-jüdischen Schulen. Am auffälligsten dabei ist, daß er im Gegensatz zu allen anderen christlichen Schulen **keinen** Religionsunterricht hatte. Nicht daß Homberg diesen vergessen hätte, im Gegenteil, die Religion blieb mit Absicht aus dem Lehrplan ausgeschlossen. Wenn nämlich auch die Religion in den Unterricht integriert worden wäre, hätten bestimmt alle jüdischen Väter ihre Kinder von der deutsch-jüdischen Schule ferngehalten. Denn wie hätten die in den neuen Schulen angestellten „Apikoyres“ (Ketzer) die wahre Religion treu weitergeben können!

Die Schulbücher waren ansonsten die gleichen wie in den gleichwertigen christlichen Schulen. Auffallend und zugleich verständlich ist, daß es am Samstag keinen Unterricht gab, dagegen die Schulwoche schon am Sonntag begann. In den Normalschulen gab es vormittags und nachmittags je zwei Unterrichtsstunden, am Freitag nach dem Mittagessen gab es nur noch zwei

Stunden Rektion. In den Trivialschulen erfolgte der Unterricht in zwei Gruppen, eine am Vormittag, eine am Nachmittag.

Die Existenz von jüdischen Schulen mit deutscher Unterrichtssprache ist in jedem Fall eine Kuriosität, so daß es sich lohnt, auch einen Blick in den Lehrplan zu werfen. Dank der Studie von M. Balaban kennen wir den vollständigen Stundenplan der Lemberger Hauptschule aus dem Jahre 1794, bestätigt von Friedenthal am 22. Mai desselben Jahres. Demnach gab es folgende Gegenstände (im Überblick):

I. Klasse: Buchstabenkennen und Buchstabieren von der Tafel, Buchstabieren aus dem Namenbüchlein, Rechnen aus dem Kopfe, Lesen mit Anwendung der Regeln, Übungen der Namenwörter, Erklären des Gelesenen und Anfangsregeln der Rechtschreibung, Lesen und Tabellen, Schönschreiben, u.ä;

II. Klasse: Lesebuch, Schönschreiben, Rechnen, Rechtschreibung und Diktandoschreiben, Abwandeln der richtigen und unrichtigen Zeitwörter, Lesen verschiedener Handschriften, flüssiges und richtiges Lesen;

III. Klasse: Schönschreiben, Lesebuch, Briefstil, Schriftliche Aufsätze, Rechnen, Lesen verschiedener Handschriften, Sprachlehre, Rechtschreibung, Diktandoschreiben.

In allen drei Klassen gab es Freitag nachmittag nur noch Rektion. Aus dem Stundenplan ist ersichtlich, worauf besonders viel Gewicht gelegt wurde oder welche Gegenstände umständehalber eingeführt wurden. Eines der Ziele der Ausbildung war offenbar, Mitarbeiter für die kaiserlichen Ämter vor Ort vorzubereiten, die der deutschen Sprache sowohl schriftlich als auch mündlich mächtig waren. Das Lesen verschiedener Handschriften dürfte auch eine Vorübung und Einführung in die unterschiedlichen Texte der Kanzleisprache sein. Außerdem waren Kenntnisse der deutschen Sprache ein wesentliches Erfordernis auch auf anderen Gebieten des Lebens. In vielen Synagogen wurde kundgegeben,

dass kein jüdisches Kind, welches nicht deutsch lesen und schreiben kann, heiraten, noch bei einem Handwerk untergebracht werden sollte. Es sind daher alle jene, die heiraten wollen, wenn sie auch Schulzeugnisse haben, dennoch anhero ins Kreisamt zu stellen, um sich von ihren erlernten Kenntnissen gleich mit dem nächsten besten deutschen Buche und durch Diktierung einer deutschen Konstruktion zu überführen".¹²

Wie ernst diese Zielsetzungen und überhaupt die deutsch-jüdischen Schulen genommen wurden, davon zeugen die vielen Anträge auf „Entlaß aus den Schulpflichten“ beim Kreisamt – aus verschiedenen Gründen. Auf jeden Fall durften die Schulen keinen guten Ruf gehabt haben, es gab z.B. einen Lemberger Vater, der seinen Sohn aus der Schule herausnehmen wollte, wobei er behauptete, in der Schule würden die Kinder zu Lumperei und

Nichtstuerei erzogen, zu Hause könne man sie nicht mehr zügeln, weshalb er seinen Sohn lieber zu Verwandten auf dem Land schicke. Es wurde sogar eine Geldstrafe eingeführt, aber auch sie konnte das Fernbleiben der Schüler nicht wesentlich verringern.

Die Kinder wurden zweimal im Jahr von den Mitgliedern des Studienkoncesses geprüft. Jedesmal waren die „Herren Prüfabnehmer“ mit den Zöglingen unzufrieden; in ihren Berichten klagten sie oft über das immer mehr sinkende Niveau des Unterrichts. Das ging so weit, daß auch dem Kaiser die lockere Art der Schulführung in Galizien zu viel wurde. Er drückte seine Unzufriedenheit 1793 in einem Rundschreiben aus, das in allen Synagogen ausgehängt werden mußte. Diesem Schreiben folgte schon bald eine Sonderkommission mit von Plessing an ihrer Spitze. Die wesentlichen Elemente seines Berichtes beweisen, daß die schulische Arbeit unter diesen Bedingungen in jeder Hinsicht unmöglich war. Der Bericht enthält zugleich neue Verordnungen für die spätere Tätigkeit der Schulen. All das kam aber anscheinend zu spät. Es fehlte einfach die Entschlossenheit zur Durchführung dieser Anordnungen; auch diese waren anachronistisch oder entsprachen nicht der Mentalität der Leute. Die Anträge um „Schulpflichtentlaß“ vermehrten sich in die Hunderte und die Straf gelder konnten kaum mehr eingetrieben werden. Im letzten Schuljahr gingen in Lemberg nur noch 389 Kinder in die deutsch-jüdische Schule, die Zahl der Schüler war aber zuvor auch in den anderen Städten und Bezirken zurückgegangen, womit das Schicksal der josefinischen Schulen in Galizien besiegelt war. Es fehlte nur noch das endgültige kaiserliche Dekret, das die Schulen institutionell schloß: dieses kam am 26. Juni 1806 von Kaiser Franz, wodurch alle deutsch-jüdischen Schulen wie auch das Lemberger Lehrerseminar aufgelöst wurden. Alles, was die Schulen besaßen, bekam der galizische Schulfond, die gesamte Dokumentation wurde der Direktion der deutschen Schulen übergeben, die Lehrkörper und das Personal wurden in alle Himmelsrichtungen entlassen.

Die Homberg'schen Schulen sind in heutiger Sicht von ungeheuer großer Wichtigkeit, wenn sie auch nicht organisch aus den galizischen Verhältnissen entstanden und für die Einheimischen ein von außen aufgezwungenes Schulsystem darstellen. Für die galizischen Juden war es jedoch die erste institutionelle Begegnung mit der deutschen Sprache und Kultur, von der sie durch Jahrhunderte von Rabbinismus und Traditionalismus bewußt ferngehalten worden waren. Mag sich dieses Schulsystem auch noch so inadäquat in die Kulturgeschichte der galizischen Juden einordnen, so bot es doch für tausende jüdische Kinder die Möglichkeit, die deutsche Sprache zu erlernen und damit zu einer anderen Weltansicht zu gelangen.

Josef Perl war gebürtiger Galizier, er wurde 1773 in Tarnopol geboren und starb ebenda im Jahre 1839. Er verbrachte fast sein ganzes Leben in seiner Heimat, stand also mit beiden Füßen auf galizischem Boden. Auch seine Lebensgeschichte entspricht dem typischen Leben eines Sohnes einer ostjüdischen Handelsfamilie. Er hatte reiche Eltern, und durch sie eine geborgene

Kindheit und eine ausgezeichnete traditionelle Erziehung und Bildung in den biblischen und talmudischen Wissenschaften. Dem jüdischen Brauch gemäß heiratete er mit 14 Jahren, das junge Paar konnte aber noch weiter im Perl'schen Elternhaus bleiben. Das unbekümmerte Leben und die Sorglosigkeit bewegten den jungen Perl zur Suche von neuen Wegen. Als im letzten Jahrzehnt des 18. Jh. der Chassidismus seine erste Blütezeit in Tarnopol erlebte, war auch Perl ein begeisterter Anhänger von dessen Lehre. Er erkannte aber, daß der Chassidismus nicht der einzige und ausschließliche Verwahrer des Judentums sein konnte und begann sich für die vom Chassidismus negierte und verhöhnte Haskala zu interessieren. Sein Vater erkannte rechtzeitig die Wandlung seines Sohns und verhalf ihm zum entscheidenden Schritt, aus dem Chassidismus zu scheiden. Die Bekanntschaft und Freundschaft mit Dov Ber Ginzburg aus Brody, einem damals bedeutenden, auf hebräisch schreibenden Literaten, der dann zwei Jahre lang im Haus der Familie leben durfte, lenkte die Studien und den Geschmack von Perl auf die hebräischen Werke der neuen Berliner Schule. Bald lernte er nicht nur die Werke, sondern auch deren Verfasser kennen, die eine ganz andere, ihm völlig neue Welt des Judentums vertraten. Von da an träumte er nur davon, wie auch er ein Reformers seines Volkes werden könnte, und zu welchem Zeitpunkt er diese Reformen am besten verwirklichen könnte. Mit seinen Ideen stand er nicht allein. Zu dieser Zeit war die erste Generation der galizischen jüdischen Intelligenz im Heranwachsen, die bereits von der Berliner Haskala angesteckt war, unter ihnen Bloch, Nachman Krochmal, Rapaport, Mendel Lefin Satanower, Isaac Erter, Jakob Samuel Byk, und neben ihnen zahlreiche Absolventen der 1806 aufgelösten Homberg'schen Schulen.¹³

Doch schien die Zeit für die Gründung einer fortschrittlichen, aufgeklärten Volksschule aus verständlichen Gründen noch nicht gekommen. Viele waren noch enttäuscht und mißtrauisch wegen des Mißerfolgs der josefinischen deutsch-jüdischen Schulen; außerdem gab es keine zur Ausführung nötigen finanziellen Mittel. Erst 1812 waren die Umstände für die Ausführung seines Plans reif. Er machte Unterrichtsräume in seinem eigenem Hause frei, in dem er im Jahre 1813 mit 16 Schülern und einigen eifrigen Lehrern den Unterricht der hebräischen, deutschen und französischen Sprache begann.¹⁴ Wie sehr die Kinder bzw. ihre Eltern nach einem schulischen Institut dieser Art sieben Jahre nach der Schließung der letzten deutsch-jüdischen Schule verlangten, zeigt der Umstand, daß innerhalb von kurzer Zeit, in zwei Jahren, die Zahl der Schüler auf hundert stieg, so daß Perl den Bau eines eigenen Schulgebäudes in Erwägung ziehen mußte. Seine Initiative wurde anfangs vom russischen Senator Theyls, der für dieses, damals Rußland zugeteilte Gebiet zuständig war, unterstützt. So konnte er innerhalb von zwei Jahren ein neues Schulhaus mit Synagoge erbauen, überwiegend aus eigenen Mitteln und aus dem Verkauf der Sitzplätze im Bethaus. Der neue Gebäudekomplex wurde zu Schawuot¹⁵ des Jahres 1815 seiner Funktion übergeben. Im Hause wurde außerdem eine hebräische Druckerei untergebracht, in der Perl einen Kalender

mit einem belletristischen Jahrbuch als erste Ausgaben veröffentlichte. Auch sein Lehrplan war dem österreichischen gleich, er setzte aber besonderen Wert auf religiöse Gegenstände wie Elementarunterricht im Talmud, Zeremonienregeln für die Knaben, sowie hebräische Grammatik. Für Mädchen führte er weibliche Handarbeiten ein.

Seine Tätigkeit und der Erfolg wurde bald nach der Rückgabe Tarnopols an Österreich auch von Kaiser Franz gewürdigt: er erhielt die mittlere goldene Medaille. Im Jahre 1820 verzichtete er aus eigenem Willen auf das Eigentumsrecht der von ihm gegründeten Schule und zugleich auf die Bezeichnung „Perl'sche Schule“, der offizielle Name war von da an „Deutsch-israelitische Hauptschule zu Tarnopol“. Vom Kaiser wurde er zum lebenslänglichen Direktor der Schule ernannt, so daß er seinen Nachfolger selbst bestimmen durfte. Er wurde bei dieser Gelegenheit auch nach Lemberg berufen, um bei der Ausarbeitung des neuen Judengesetzes mitzuarbeiten.

Die Wirkung und der Erfolg von Perl waren viel aufsehenerregender als seinerzeit bei Homberg. Ein wesentliches Element dieses Erfolgs war auf jeden Fall, daß Perl nicht den Religionsunterricht aus der Erziehung verbannete und jüdische Bildung überhaupt auf den Grundlagen der Religion, der Bibel und des Talmuds konzipierte. Dieses Festhalten an den Fundamenten des Judentums erweckte Vertrauen bei den jüdischen Vätern, obgleich im Unterricht mit der Tradition brechende Gegenstände wie Deutsch und Französisch ihren Platz hatten. In Brody und Lemberg setzten sich die Freunde Perls entschieden gegen die Herrschaft der Chassidim ein und gründeten ähnlich konzipierte Realschulen. Aus der einstigen Privatschule wurde nun eine Bewegung, die auch in Berlin Aufsehen erregte. Perl wurde in den aufgeklärten Kreisen mit Sympathie begrüßt und die „Gesellschaft für Cultur und Wissenschaft des Judenthums in Berlin“ nahm ihn 1822 unter ihre Mitglieder auf. Neben der Schule legte er den Grundstein einer reichen Bibliothek, in der die wichtigsten Bücher der Fächer Theologie, Geschichte, Polytechnik, Linguistik sowie zeitgenössische hebräische Literatur untergebracht wurden. Die legendäre Perlsche Bibliothek zu Tarnopol ist leider spurlos verschwunden. Ein weiterer Versuch Perls, das Handwerk unter den Juden zu verbreiten und den Ackerbau populär zu machen, scheiterte. Das Recht zum Apothekergewerbe konnte er nur für seinen eigenen Sohn im Rahmen eines besonderen Gnadenaktes erwirken. Die Leitung der Schule übernahm nach seinem Tode ebenfalls sein Sohn Michael Perl.

Zwei Beispiele, die das Judentum von Galizien kulturell in Bewegung brachten. Bei beiden sollte darauf hingewiesen werden, daß sie nicht ohne Vorgeschichte, nicht ohne geschichtlichen Hintergrund entstanden sind, wenn auch Homberg Zeit und Ort „verfehlte“. Beide Initiativen zur Reformierung des jüdisch-deutschen Schulwesens in Galizien hatten ein gemeinsames Ziel: den Juden die Aufklärung zu bringen und sie damit Europa näherzubringen, sie aus dem geistlichen Ghetto hinauszuführen. Dieses Ziel stimmte vollständig mit den Zielsetzungen der Berliner Haskala überein, insofern waren diese

Versuche im Osten geradlinige Weiterführungen der geistigen Bewegungen im Westen; sie gingen aus den Kreisen um Moses Mendelssohn und Lessing hervor und bildeten damit die Ansätze zum kulturellen Brückenschlag zwischen den zwei großen, zuvor voneinander getrennten und isolierten jüdischen Kulturgemeinschaften.

Anmerkungen

- ¹ ALLERHAND, J.: Das Judentum in der Aufklärung, Stuttgart 1980, S. 63.
- ² MARTENS, W.: Zur Figur eines edlen Juden im Aufklärungsroman vor Gotthold Ephraim Lessing, in: Der Deutschunterricht, 1984, H.4. S.48. Diese einzige Ausnahme ist der voraufklärerische Roman von C. F. GELLERT: *Das Leben der schwedischen Gräfin von G.*
- ³ STENZEL, J.: Idealisierung und Vorurteil. Zur Figur des Juden in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, in: Juden in der dt. Literatur. Hrsg. v. Stéphane Moses u.a., Frankfurt 1986, S. 114–127.
- ⁴ Es soll auf die Beurteilung von David Michaelis hingewiesen werden, der „[...] wenn auch nicht für unmöglich doch allzu unwahrscheinlich (hielt), daß unter einem Volke wie das jüdische ein solch edler Charakter sich bilden könne, wie der Dichter sie im Reisenden darstellte: Moses Mendelssohn, Leipzig 1863, S. 42, zitiert nach J. ALLERHAND a.a.O., 64.
- ⁵ Der Ausdruck stammt von Karl Emil Franzos. Zwischen 1876 und 1883 erschienen sechs Bände seiner Schriften unter dem Titel *Aus Halb-Asien*.
- ⁶ Die traditionelle jüdische Schule ist ein ständiges Motiv der jüdisch jiddischen Literatur. Romanhafte, aber zugleich lebensnahe Beschreibungen findet man bei K. E. FRANZOS (*Der Pojaz*), oder auch bei J. ROTH (*Hiob*).
- ⁷ Abbeviatur des berühmten Tora-Kommentators Rabbi Schlomo Jizchaki, geb. 1040 in Troyes/Frankreich.
- ⁸ Unter anderem so wurde die jüdische Aufklärung, die Haskala, genannt, diese Bezeichnung hat aber, da sie von ihren Gegnern, den Chassidim stammt, einen pejorativen, abwertenden Geschmack.
- ⁹ Vgl. MAJER BALABAN: Herz Homberg i szkoly józefinskie w Galicji (1987–1806), in: M. B. Z Historji zydów w Polsce. Szkice i Studja. Warszawa 1920, S. 199.
- ¹⁰ Vgl. ebenda, S. 205 ff.
- ¹¹ Ebenda S. 222 f.
- ¹² Ebenda S. 230
- ¹³ Vgl. RAPHAEL MAHLER: Hasidism and the Jewish Enlightenment. Their Confrontation in Galicia and Poland in the First Half of the Nineteenth Century. Philadelphia usw. 1985. S. 35.
- ¹⁴ Vgl. WURZBACH: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich.
- ¹⁵ Auf deutsch *Wochenfest* genannt, entspricht etwa dem Erntefest in dem christlichen Volksgebrauch. Der Charakter des Erntefestes wird durch die Lesung des Buches Ruth bewahrt, dessen wesentlicher Hintergrund die Getreideernte in Bethlehem ist, der historische Charakter kommt darin zum Ausdruck, daß an diesem Tag der Offenbarung am Sinai gedacht wird.